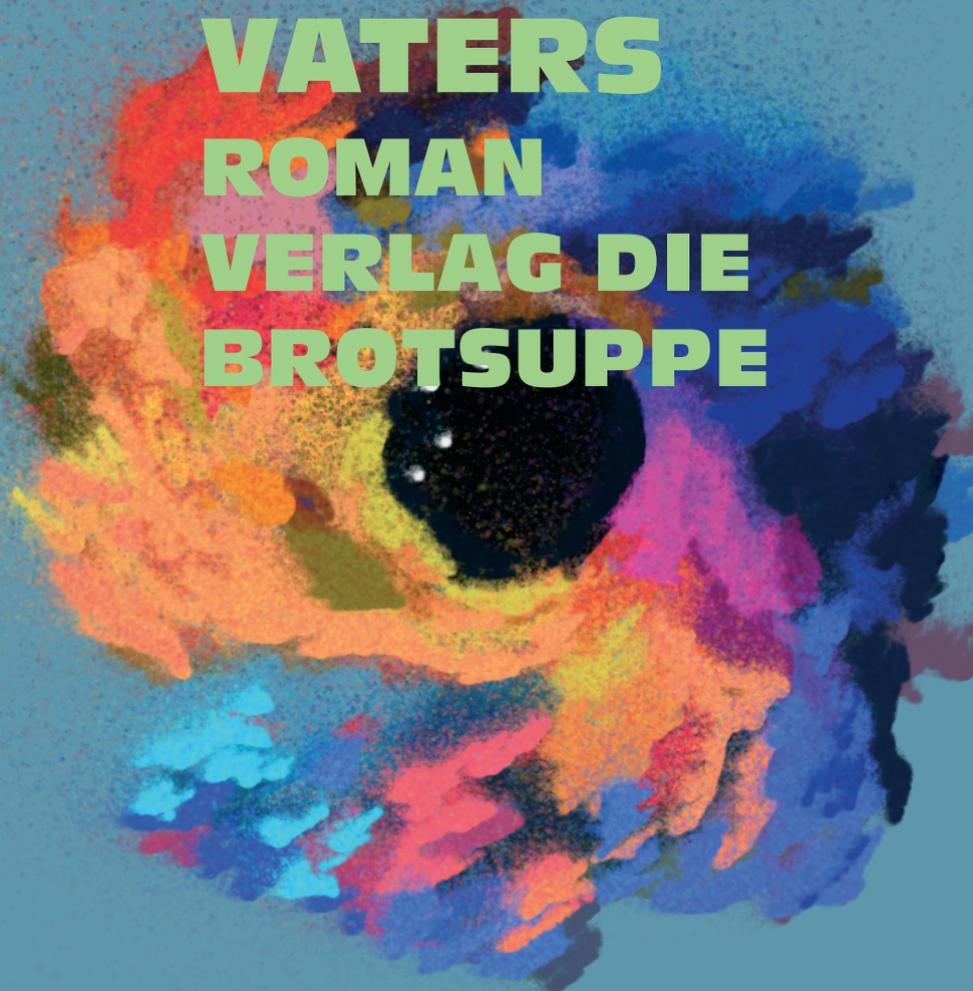


**AMSÉL**  
**DIE**  
**ERFINDUNG**  
**MEINES**  
**VATERS**  
**ROMAN**  
**VERLAG DIE**  
**BROT SUPPE**



Amsél  
DIE ERFINDUNG MEINES VATERS

verlag die brotsuppe





Amsél

# DIE ERFINDUNG MEINES VATERS

Roman

verlag die brotsuppe



## **Vorwort**

Einige Protagonistinnen und Protagonisten in diesem Buch sind frei erfunden. Einige aber basieren auf Personen, die wirklich gelebt haben. Allerdings sind Letztere von der Autorin weitgehend verfremdet, es wurde ihnen viel angedichtet, viel weggelassen. Historische Tatsachen fließen also mit Vorgestelltem und Ausgedachtem zusammen, deshalb handelt es sich hierbei um einen Roman und nicht um eine Biographie.



## Personen

*Traugott Z. (1935 bis 1997):* Physiker und Vater von Anita, Betty und Corina

*Anita:* Ich-Erzählerin, Tochter von Traugott Z.

*Leonz Z. (1899 bis 1975):* Vater von Traugott Z., Gret und Ursina, Grossvater von Anita, Betty und Corina

*Sophie (1863 bis 1946) und Karl (Carl) Maria Z. (1859 bis 1923):* Eltern von Leonz Z., Grosseltern von Traugott, Gret und Ursina

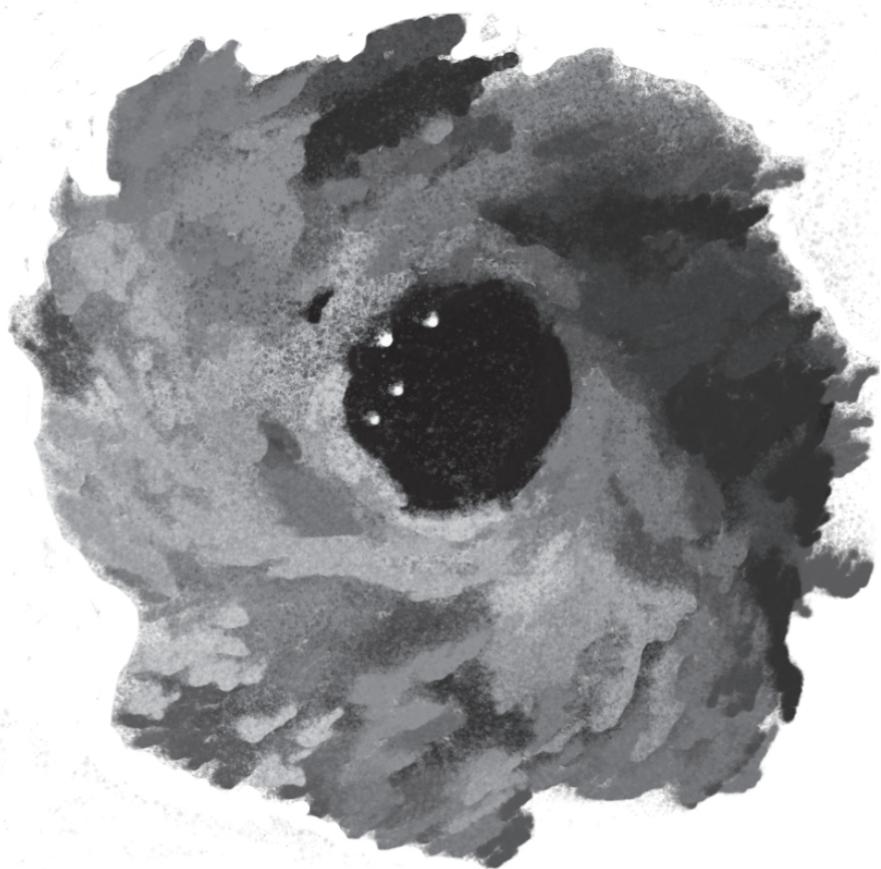
*Agnes (1905 bis 1939):* erste Frau von Leonz Z. und leibliche Mutter von Traugott, Gret und Ursina

*Josy:* zweite Frau von Leonz Z., Schwester von Agnes und Stiefmutter von Traugott, Gret und Ursina

*Erika K.:* dritte Frau von Leonz. Z.

*Walter B. (1927 bis 1949):* Cousin von Traugott, Gret und Ursina. Einer von zwei Söhnen der Adler Wirtin Matilda, Schwester von Agnes und Josy.

*Michael:* Sohn der Ich-Erzählerin



»Die Einheit der Persönlichkeit, der Lebensstil, ist nicht auf der objektiven Wirklichkeit aufgebaut, sondern subjektiver Anschauung. Eine Anschauung von einer Tatsache ist niemals mit der Tatsache selbst gleichzusetzen.« Alfred Adler

»Narrative Fiktion ist die verhüllte Biographie des Menschen, der quasi-domestizierten Bestie, die sich durch Fiktion erschafft.« Roland Fischer, 1987

»Neti, neti. Nicht dieses, nicht jenes.« Brahman. Upanishaden

»Für uns gläubige Physiker ist der Unterschied zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nur eine Illusion, wenn auch eine hartnäckige.« Albert Einstein

»Niemand wechselt oder ändert Gott Sein Gesetz in ein anderes.« Aus dem Abendgebet für Schabbat, Adon Olam

»Ich sehe uns der taoistischen Ansicht näher, nach der wir in ein Universum eingebettet sind, das uns nicht fremd ist und dessen Ausgang uns nicht klar ist. Ich lasse also die Frage nach dem Sinn offen.« Ilya Prigogine





Moosgrüne Täler liegen tief unten im Schatten der Felswände. Türkisfarbene Adern, die der Tiefe des vom Regen gewaschenen Gesteins im Gotthard-Massiv entspringen, laufen dort zu Bächen und Flüssen zusammen, um weit fort von ihrem Ursprung ins Meer zu fließen. »Steile Welt«, hat Heinrich Danioth seine Heimat genannt, wo im Herbst der Himmel wie graue Wattebausche schwer auf die Dächer der Talbewohner drückt und auch auf ihr Gemüt. Man sagt ihnen nach, sie seien wortkarg, stur und rebellisch. Wie könnte man auch anders sein in dieser Landschaft des ewigen Widerstands? Angst und Schrecken verbreitet sie immer wieder. Gerade dann, wenn die Gletscherseen in der Sonne am schönsten glitzern, und die Alpbauern an den Hängen das duftende Gras heuen; wenn Bergsteiger Blumensträuße aus Edelweiss und Enzian pflücken, und der Türkenbund, nur ein bisschen unterhalb, zwischen den Steinen als pink leuchtende Versuchung in den Abgrund winkt. Was die Menschen in dieser Landschaft fürchten lässt, sind die Lawinen, die Bergstürze, Hirten und Vieh, die talwärts fallen wie Geröll aus Fleisch und Blut; die Flüsse, die bei Unwetter übers Ufer treten, die Felder überschwemmen und nicht selten ein Kind oder eine Kuh mit sich fortreißen, als wären sie ein Kieselstein; der Föhn, der trotz seiner Wärme Migräne und gefährliche Halluzinationen verursacht; der Wind aus der

Sahara, der den Menschen pastellfarbenen Sand auf die wettergegerbte Haut streut und die Winternächte, die den Atem zu Eis erstarren lassen; all dies lässt die Menschen in dieser Landschaft in Ehrfurcht, Bescheidenheit und Trotz ihren Alltag verrichten, stets auf der Hut, dass nicht Teufel, Hexe oder Kobold in der Gestalt eines schreienden Kalbs oder einer lieblichen Stimme zu jähem Verschwinden führen. Eben schlägt die Hacke noch fröhlich die Scholle, eben jodelt und jauchzt eine noch ein Lied und schon ist sie verstummt, ausgelöscht und begraben, von einer Laune der Landschaft verschluckt.

Deshalb haben die Menschen aus dieser Landschaft gelernt, die Stimmen der Verführung und Entführung zu bannen. Auf die Berggipfel stellen sie Kreuze, die unbeugsam in der Sonne gleissen, denn der Heiland wird Erbarmen zeigen. Am Wegrand bieten Kapellen einen Moment der Einkehr, duften nach Myrrhe und Weihrauch, während der tröstliche rote Schein des Ewigen Lichts über dem Altar für alle verstorbenen Seelen brennt.

Mit Trichtern rufen Älpler Gebete über die Auen, bitten um Schutz und Segen der Heiligen Mutter Maria, appellieren an die Vorbilder und Fürbitter, die das Land Uri und seine Bewohner mit Legenden, Martyrien und wundersamen Taten genau so tief prägen wie die Alpenfaltung den Stein.

Ob Karl Borromäus, der Erzbischof von Mailand, der im 15. Jahrhundert in Uri den Glauben an die Heilige Katholische Kirche beschwor, ob Drachentöter und Patron des Rittertums Sankt Georg, Bruder Klaus oder Katharina die Reine, sie alle sind da, wenn es stürmt und rüttelt, wenn die Lawinen niederdonnern, das Feuer im Südwind wütet oder das Vieh an einer Seuche krepirt. Als Echo hallen die Stimmen der Betenden von den Bergwänden zurück, als würden sie sich selbst antworten, als würde der Notruf zum Lautspiegel, zum himmlischen Du, das die Menschen in der Not mehr brauchen als Wasser und Brot. Zäune umgeben ihre Weiden und Häuser, solche mit

Schrägdach, damit die Masse der Schneedecke sie im Winter nicht unter sich begräbt. Doch Achtung, das Gartentörchen darf nie lange offenstehen, sonst könnte Es ohne Vorwarnung eintreten und alles im Handumdrehen verwüsten. Die Frauen tragen deshalb schon seit keltischen Zeiten goldene Ringe im Ohr und am Handgelenk, der Ring soll das Unglück davon abhalten, mit Verderben in ihre Häuser und Herzen einzudringen. Genauso bilden auch Vater, Mutter, Grosseltern, Kinder und Verwandte einen Ring, der, ist er ungebrochen, das Unheil fernhält. Bricht der Ring jedoch, so bricht Dunkelheit, Schmerz und mit ihnen eine Kälte und Leere herein, die auf Dauer kein Mensch ertragen kann, ohne verrückt zu werden.



## **Zürich, 1. Januar, 1997**

»Vater ist tot«, die Stimme meiner Schwester klang aufgelöst. So habe ich es in Erinnerung, obwohl sie vermutlich eher gesagt hat: »De Papi isch gschtorbe.« Wir nannten ihn Papi, so wie die meisten Schweizer Kinder ihren Vater nennen. Doch wenn ich an ihn dachte oder von ihm sprach, war er für mich *mein Vater* oder vielmehr nur *Vater* ohne *mein*. Papi klingt nah und warm. Während Vater etwas Fernes, ja etwas Fremdes hat. Genau dieses Ferne und Fremde, das stets zwischen uns gelegen hatte, war im Begriff gewesen, sich zu verringern. Schätzbare vier Wochen vor seinem Tod hatte er mich angerufen und mich ins Hotel Savoy am Paradeplatz zum Essen eingeladen. Was machen die Kinder? Die Arbeit? Das Studium? – Was war so plötzlich in ihn gefahren? Will plötzlich wissen, wie es mir geht? Sonderbar.

Seit unsere Eltern geschieden waren, das war zum Zeitpunkt seines Todes zwanzig Jahre her, hatten wir noch weniger Kontakt zu ihm. Einmal im Jahr, an Weihnachten, kochte er für uns in Hinterendingen an der Flur, einem Dorf auf dem Land, wo er sich am Waldrand eine Dachwohnung gekauft hatte, Ente mit Orangenfüllung und glasierten Kastanien. Manchmal tauchte er an einem Familientreffen auf, gelegentlich lud er uns zu einem seiner Vorträge ein, falls sie in Zürich stattfanden. Sobald er anwesend war, referierte er über seine Forschung. Er dozierte, und alle hörten zu oder taten zumindest so, denn verstanden hat ihn vermutlich niemand. Nur gehaut haben wir, wovon er sprach: vom Unbeschreiblichen, von den Dingen oder besser Udingen, die sich uns entziehen, und die gerade deshalb so anziehend sind. Er war ein guter Redner und eine elegante Erscheinung. Unsere Freundinnen und deren Mütter schwärmten für ihn. Ich glaube, nicht wenige waren verliebt in ihn. Auch meine Schwestern bewunderten ihn. Seine Wechselwirkungskosmologie war Schlüssel und Entschlüsselung zugleich.

Ich blieb skeptisch. Nicht selten dachte ich: Er hat sie nicht alle. Auf welchem Planeten lebt dieser Mensch eigentlich? Jedenfalls nicht hier, wo ich bin, weder in meiner Sprache noch in meinen Bildern. Deshalb machte ich mir ständig Sorgen um ihn, so wie man sich Sorgen um ein schwieriges Kind macht, das einfach nicht begreifen will, wie der Laden da draussen läuft. Er befasste sich mit dem Universum – dem Universum! –, was mir grössenwahnsinnig erschien, verwegen, ja geradezu gefährlich. Und er wurde von Leuten vergöttert, die aus obskuren Kreisen stammten. Dauern befürchtete ich, diese Spiritisten, Geistheiler und Traumtänzer könnten ihn noch ganz um den Verstand bringen.

Doch dazu sollte es nicht kommen. An einem winterweissen Sonntagmorgen, am 1. Januar 1997, um 13.37 Uhr, nach einer rauschenden Silvesternacht im Grand Hotel Palace, versagte im Bahnhof St. Moritz, inmitten einer Horde Skitouristen sein Herz.

»Und seine Freundin Gloria? Tante Gret, der Onkel? Waren sie dabei?«, brachte ich hervor.

»Nein, er war allein, die anderen fuhren mit dem Auto zurück. Angeblich wollte er unbedingt den Zug nehmen.«

Dieser Tod schleuderte mich aus meinem Alltag. Mein Herz hetzte auf hundertachtzig, so heftig, dass sich alles um mich herum zu drehen begann und ich fürchtete, gleich selbst den Geist aufzugeben. Ich schleppte mich ins Badezimmer und öffnete die Hausapotheke. Die Schachtel Benzos, die ich einst verschrieben bekommen hatte, als ich während meiner ersten Ehe an Panikattacken litt, war noch da. Das Datum längst abgelaufen. Ich drückte eine Pille durch die Folie und würgte sie hinunter.

Vater war tot. Ich konnte es nicht fassen. Dabei hätte ich nächste Woche mein zweites Treffen mit ihm gehabt. Er wollte mir jeden Monat zweihundert Franken geben für eine Putzfrau, damit ich mich neben Mann, Kindern und Haushalt mehr dem Studium widmen konnte. Eine nette Geste. Nun wurde also nichts daraus. Das Putzen blieb weiterhin an mir hängen. Schade, ich hatte mich schon darauf gefreut. Die Benzos beruhigten mein Herz; Dumpfheit breitete sich in mir aus. Er war tot. Ich brauchte mir keine Sorgen mehr zu machen, ob er schlaflos durch seine Hirnwindungen irrte und sich immer mehr von der Realität entfernte. Nein, jetzt war er definitiv weg, versorgt, untergebracht. Alles war gut. Ein Gnadentod. Die Dumpfheit wich einem Gefühl von Bodenlosigkeit. Ich weinte. In den folgenden Monaten traf mich immer wieder ein heisser Strahl von Angst beim gewohnheitsmässigen Gedanken, es könnte ihm etwas Ungutes zugestossen sein, woraufhin ich erleichtert aufatmete: Es war vorbei. Vater war tot.

## Zürich, 6. Januar 1997

Im Krematorium wurde Traugott Z. aufgebahrt. Er lag im offenen Sarg, in einem Durchgangsraum vor dem Feuer. Weihnachtssterne blühten in Töpfen ohne Tageslicht, und eine flackernde Kerze stand verloren in der Kühle. Sein Gesicht war wie aus Seife, darüber komisch geföhntes Haar. Quer über der Stirn die Furche des Schädelbruchs. Ob man sein Gehirn rausgenommen hatte?

»Das ist nicht unser Papi. Das ist er nicht«, Betty schluchzte auf.

Wir legten unsere Weggaben in den Sarg: Champagnertruffes der Confiserie Herold, seine Lieblingsschokolade, eine Flasche Châteauneuf-du-Pape 1996, eine Fotografie seiner zwei Mütter und seines Vaters. Ich einen Brief. Ich hatte den Brief in der Nacht auf den 2. Januar wie in Trance geschrieben. Heute weiss ich nicht mehr, was drin stand. Hatte ich mich bedankt? Ihm eine gute Reise gewünscht? Oder war ich wütend über seinen abrupten Abgang gewesen? Woran ich mich erinnere, ist nur, dass ich einen Moment lang meine Hand auf seine Hände gelegt hatte. Sie waren befremdlicher als gefrorenes Fleisch aus der Tiefkühltruhe. Von jenseitiger Kälte, die, wie wir alle wissen und lieber verdrängen, uns hinabzieht, hineinzieht. Wohin? Und wo hinein? Und was bleibt? Ewig gleiche Fragen. Sie drängen sich auf. Immer und immer wieder.

Michael schaute seinen veränderten Grossvater an, dann uns: »Seine Seele hat den Körper verlassen, das seh ich. Klar, dass wir ihn nicht mehr erkennen.« Klar, der Schmetterling ist aus dem Kokon geschlüpft. Aber wo ist er jetzt, dieser Schmetterling? Und wo die Raupe? Und wer, wie soll ich fragen, hat die Verwandlung bewirkt?

Wie kam Michael auf diese Erklärung? Wer hatte ihm das beigebracht? Nicht wir Eltern. Wir wollten unsere Kinder ohne Dogmen und Legenden gross bekommen. Sie sollten nicht ihr

Leben lang gegen Gehirnwäschen ankämpfen müssen. Wir wollten ihnen die Freiheit lassen, selbst herauszufinden, was da ist oder nicht ist. Wir boten ihnen mit besten Absichten ein Buch an mit lauter leeren Seiten. So glaubten wir.

Nach der Kremation holten wir Vaters Asche ab. Der Mann bei der Urnen-Ausgabe fragte lakonisch: »Wollen Sie ihn mit Schachtel oder ohne?«

»Ohne.«

Die Urne war beschriftet mit *Traugott Z. – 1935 bis 1997*.

Im Auto stellte ich das Gefäss zu meinen Füßen auf den Fussabtreter.

»Hoi, Papi«, schluchzte Betty.

»Sali, Papi«, flüsterte Corina.

»Der Urner in der Urne kann nichts mehr hören«, sagte ich.

»Du bist unmöglich«, erwiderte Betty.

»Streitet nicht«, sagte Corina.

Stumm fuhren wir los. Der Himmel still verhangen. Die Stadt leer, die Schule begann erst in ein paar Tagen. Viele waren noch auf den Skipisten in den Bergen.

Mein Blick ging zur Urne. Hier war er also, unser Vater, *in vollendeter Abwesenheit*. Wir brachten ihn zurück an den Ort, wo er herkam, nach Flüelen im Kanton Uri, ans Ufer des smaragdgrünen Vierwaldstättersees, den die Berge in seine Arme stemmen. Vater gehörte ins Familiengrab seiner Eltern. Er sollte heimkehren dürfen. Heim. Unausgesprochen wussten wir, was ihm zeitlebens gefehlt hatte.

## März 2020

Dreiundzwanzig Jahre nach Traugotts Tod. Eine Pandemie bringt die Welt zum Erliegen, fast keine Flugzeuge mehr am Himmel und die Menschen in allen Erdteilen tragen eine Maske. Mitten in einem biologischen Krieg beginne ich im Staatsarchiv Uri den wissenschaftlichen Nachlass von Traugott Z., meinem Vater, zu archivieren. Ich hatte mich um den Job beworben, ohne Erfahrung und ohne Vorkenntnisse, nachdem ich erfahren hatte, dass keine der bisherigen Archivarinnen und Archivaren dazu in der Lage gewesen waren. Zwanzig Jahre hat sein Werk im Gestell eines gekühlten Lagers auf Bearbeitung gewartet. Nein, natürlich nicht. Ein Werk wartet nicht. Ich nehme an, dass er, Traugott Z., es sich gewünscht hätte, dass sein Werk zugänglich würde. Doch wirklich sicher bin ich nicht. Von Anfang an ist meine Suche von Zweifeln begleitet. Wie weit steht mir das Recht zu, seine Vision auszustellen wie eine nackte Seele? Schliesslich ist sein Werk nicht up to date, und er hat keine Stimme mehr, sich zu erklären oder zu rechtfertigen. Vielleicht würde er sein Modell heute verwerfen. Wer weiss? Hinzu kommt, dass ich von Physik und Kosmologie so viel verstehe wie ein ungeborenes Kind. Da warst du noch ein Pünktchen am Himmel, sagen wir zu einem Kind, wenn wir von etwas erzählen, das vor seiner Geburt stattgefunden hat.

Zweimal in der Woche fahre ich von da an morgens um sieben von Zürich nach Zug, wo ich auf dem Bahnhof nach Flüelen umsteigen muss. Bei klarem Himmel kann ich auf der Zugfahrt dem Zürichsee entlang den Sonnenaufgang beobachten, wie er über dem silberblauen See in Gelbtönen aufflammt. Es gibt nicht viele Passagiere, da die meisten wegen der Pandemie im Home Office arbeiten. Die wenigen, die im Waggon sitzen, schauen auf ihr Smartphone und nicht auf den Sonnenaufgang, der eigentlich eher ein Weltuntergang ist. Vielleicht sind Sonnenuntergänge deshalb beliebter: Die Erde dreht sich dabei

nach oben. Alles Lebendige zieht eine unerklärliche Sehnsucht nach oben, etwas in uns möchte aufsteigen. Hinauf zum Licht, zur Leichtigkeit, hinauf zum himmlischen Geheimnis.

Bald nach dem Zugersee tauchen die Mythen auf, sie ragen oberhalb Schwyz in den Himmel wie zwei Steinsegel. Vor 250 Millionen Jahren wurden sie aus dem Boden des Urmeers Thetis bis hierher geschoben, derweil Pangäa auseinanderbrach und sich Kontinente und Alpen bildeten. Sie sind 250 Millionen Jahre alt, doch sie stehen noch immer da. Nichts haut sie um, nichts erschüttert sie. Nicht die vielen Waghalsigen, die sie bezwingen wollten und abstürzten, nicht die Kriege und Gefechte zu ihrem Fuss, nicht die Heiden mit ihren Göttern, nicht die katholischen Kirchen in den Dörfern rundherum, nicht Wind und Niederschlag, nicht die Bibel, nicht die Wissenschaft, die im Kollegium Schwyz gelehrt wird, nicht die Zeit.

»Gestern sind erneut zwei Bergsteiger an den Mythen abgestürzt. Einer starb, doch der zweite landete im Wipfel einer Tanne und überlebte«, der Bub des Chefs der Berghilfe erzählte uns solche Geschichten, wenn er morgens in die Schule kam. Ich stellte mir vor, wie der Überlebende sich am schwankenden Baumwipfel festklammert, Angst, er könnte unter seinem Gewicht brechen und ihn doch noch in den Tod reißen. Vielleicht hatte er beim Aufprall gerade das Nest einer Bergdohle zerstört, die krächzend das Weite suchte. Die Hände des Abgestürzten oder vielmehr Aufgefangenen schürften sich beim behutsamen Abstieg von der Tanne blutig, aber er spürt es nicht, sein Überlebensdrang löscht sein Schmerzempfinden. Auf dem steilen Waldboden unter ihm lag sein Freund, vielleicht sein Sohn, wie ein Sack voll zertrümmerter Knochen. Hat es sich gelohnt, dort oben gewesen zu sein?